

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 3 (1941)
Heft: 11

Artikel: Bilder aus dem Volksleben : die Orgelprobe
Autor: Sonnenfeld, Franz von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bilder aus dem Volksleben.

Von Franz von Sonnenfeld.

1821 — 1888

Die Orgelprobe.

Im Elsass wird bekanntlich sehr viel für den katholischen Kultus verwendet. Es herrscht in den einzelnen Gemeinden ein wahrer Wetteifer in Anschaffung von prächtigen Fahnen aus kostbaren damastenen Stoffe, von Himmeln aus feinem Sammt, glänzenden Borduren und hochnickenden Sträussen. Wo möglich steckt man die sämtlichen Heiligenbilder der Kirche in goldene Kleider, ja man unterlässt es selbst nicht, ihre nackten Teile, wie z. B. ihre zarten Füße und strammen Waden zu vergolden. Nicht minder wetteifern die Herren Geistlichen in ihrem Ornate; jeder will das feinste Chorhemd mit den reichsten Spitzen versehen tragen, in dem buntbeblümtesten Messgewande, in dem schwersten und von Goldborten am augenfälligsten Chormantel glänzen. An dem Chorhemd fangen oft — Dank dem Testament einer gottseligen alten Jungfrau und dem sinnigen Geschmack der nadelfertigen Lehrschwester, die das kirchliche Weisszeug verwaltet — die Spitzen schon unmittelbar unter der Achsel an und reichen bis auf das hochwürdige Knie, so dass die eigentliche Substanz dieses Kirchenhemdes nur noch ein schmaler Kragen bildet.

Dass sotane Gemeinden auf den Schmuck ihrer Kirche und den Putz ihres Pfarrers nicht weniger stolz sind als dieser selber, lässt sich denken, und dass hoffnungsvolle Jünglinge benachbarter Gemeinden sich wegen den Vorzügen der kirchlichen Ausrüstung gegenseitig aufgezogen und einander mit der elsässischen Nationalwaffe, dem Rebmesser, den Bauch aufgeschlitzt haben, ist schon unzählige Male vorgekommen.

Der Streit entwickelt sich in der Regel ebenso einfach als natürlich. Gewöhnlich bei Anlass gemeinschaftlicher Bittgänge setzen sich die jungen Burschen gemeindeweise im Wirtshause zusammen. Dann sagt etwa der eine zu einem Bekannten aus der Nachbargemeinde:

«Gäl, Nazi, mir hän ä schöneri Fahne als ihr!»

«Dr Deifel hänr!» lautet dann die prompte und wohlfeile Antwort.

«Sag das nonemol», ruft jetzt sofort der eine Tisch und der andere wiederholt:

«Dr Deifel hänr!»

Weitere Verhandlungen wären nun überflüssig; das Signal des Kampfes ist gegeben; Flaschen und Gläser fliegen hinüber und herüber, Stuhl- und Tischbeine werden abgeknickt und tanzen um die Köpfe; alles hat sich in einen dichten Knäuel des Kampfes verflochten, der schliesslich in den Eingeweiden der Betreffenden wütet — wir bitten dies wörtlich zu nehmen! — und mit zahlreichen Verwundungen in der Bauchgegend, von den bewussten nationalen Waffen herrührend, endet.

Respekt! Die Leute schlagen sich für ihren Herd, für ihre Laren, für ihren Pfarrer, für sein Chorhemd, für die Fahne und, wenn es sein müsste, selbst für das Löschröhrchen der Kirche!

In der Schweiz ist man, glaub ich, noch nicht so weit gekommen. Doch hat die vom Elsass nicht gar weit abliegende Gemeinde R. es vielleicht auch einigermaßen dem kirchlichen Bewusstsein der Elsässer zu verdanken, dass sie gegenwärtig eine Orgel besitzt. Schon jahrelang verhöhnten die nachbarlichen Sundgäuer die Einwohner von R., weil sie noch keine Orgel in ihrer Kirche hätten. Diese hatten nun freilich dem sundgäuischen Kirchenstolz nichts entgegenzusetzen und mussten in stiller Duldung Schmach und Spott hinnehmen. Zuletzt wurden sie dessen überdrüssig, und als nun kaum bemitteltere Gemeinden, als R. ist, überall in der Nachbarschaft ihre Emporkirchen mit dem Silberglanz zinnerner Orgelpfeifen geziert hatten und nun auch in der Kirche von Mariastein eine neue Orgel wie ein Riese aus ferner Höhe herabschaute auf die Menge, stolz und charaktervoll, und ihre Töne dahinströmen liess voll innerer Stärke und Feierlichkeit, voll zartem Schmelz und Fluss, da fing auch den Einwohnern von R. an, ihr ungeorgelter Gottesdienst langweilig zu werden, und sie beschlossen nun allen Ernstes, Mittel aufzutreiben, auch für ihre Kirche eine Orgel anzuschaffen. Diese löbliche Absicht gelangte endlich zur wirklichen Ausführung und bald erfreuten sich die guten R... er jenes würdigen Instrumentes, das war und ist und sein wird erhaben über die vergänglichen Künsteleien des Tages.

Es war nur billig, dass die neue Orgel auch feierlich eingeweiht wurde.

Auf den Sonntag, an dem dies geschehen sollte, wurde daher ein renommierter Organist aus dem benachbarten Kloster zur Abhaltung der Orgelprobe vom E. E. Gemeinderat eingeladen, während der Pfarrer gleichfalls mehrere Einladungen an befreundete Geistliche sowie an den Arzt des Dorfes und an den kleinen dicken Amtschreiber des Bezirkes erliess.

Der Festtag kam heran, die Gäste stellten sich ein und die Gemeinde hatte sich zahlreicher als je in der Kirche eingefunden. Ein gewisser Stolz malte sich auf den Gesichtern, und namentlich behaupteten die löblichen Gemeinderäte in ihren roten scharlachenen Gilets heute eine gravitatische Würde. Doch vergass sich hie und da der eine oder andere, einen Blick rückwärts auf die neue, glänzende Orgel zu werfen: war ja sie die Quelle seines stolzen Bewusstseins, der Mittelpunkt der heutigen Feier, die Ursache der feierlichen Stille, die erwartungsvoll kaum durch das leiseste Räuspern unterbrochen wurde. Das oft so notwendige Schneuzen und Spucken hätte heute jedermann für eine Kirchenschändung gehalten.

Von des Orgelbauers höchst eigener kundiger Hand wurde endlich der Blasbalg der Orgel knarrend und schlappend aufgezogen, durch welches Geräusch die Erwartung der Menge aufs höchste gespannt wurde. Dem Organisten, der schon längst die sämtlichen Register — es waren ihrer zwölf — des blanken Instrumentes gezogen hatte, juckten bereits die Finger, die ganze Ladung des hier noch nie gehörten Spiels auf das gegebene Zeichen loszubrennen; kaum konnten sie sich in zitternder Spannung noch schwebend über den Tasten erhalten, ohne die eine oder die andere zu berühren und einen vorwitzigen Ton, wie einen jähen Blitz vor dem einbrechenden Gewitter, hervorzulocken.

Jetzt schritt der Priester mit den zwei Ministranten aus der Sakristei dem Altare zu, jetzt gab das Glöcklein an der Seitenwand des Chores das Zeichen zum Anfang des Amtes, und jetzt rauschten, brausten, summten, schmetterten, donnerten die neuen Töne der neuen Orgel von der Emporkirche über die Versammelten hinweg mit dem unwiderstehlichen Zuge einer entfesselten Naturkraft! Jetzt hatte sich die schwüle Atmosphäre entladen, jetzt war die Spannung gelöst, jetzt atmeten die Andächtigen wieder freier, jetzt jubelten sie in ihrem Herzen mit dem neuen Instrument!

Der berühmte Organist präludiverte meisterhaft. Zuerst liess er die ganze, volle Kraft der Orgel dahinstürmen, dann wechselte er mit den einzelnen Registern, liess das Zarte und Liebliche auch zu seinem Rechte kommen, spielte in überraschenden Kontrasten, in schmelzenden Uebergängen, bereitete in sonderbaren Disharmonien das Ohr auf eine höhere Klangeinheit vor, bewegte wieder durch ein wundervolles An- und Abschwellen der Tonmassen die Wogen des menschlichen Gemütes, bis die neue Orgel ihre Leistungsfähigkeit nach allen Richtungen hin aufs Untadelhafteste bewährt hatte.

Nach diesem Präludium, das in der Tat eine wahre Orgel-, aber auch eine wahre Künstlerprobe war und während welcher der Priester mit samt seiner Gemeinde in Hören und Entzücken aufgelöst dastand, begann nun erst das Amt, dessen einfache Gesänge die Töne der neuen Orgel in ihre zierlichen Arabesken einfassten. Nach dem Amte, als die Gemeinde schon im Begriffe war, die Kirche zu verlassen, spielte der Organist noch ein selbstständiges Orgelstück, variierte diesen und jenen musikalischen Gedanken in heiterer Laune, sodass, wie man nachher vernahm, es in den Beinen der Mädchen merklich zu gramslen anfang und sie einander lächelnd ansahen. Es war, als hätten sie etwas von Eggseppelis und Hägelis Walzermusik gehört.

Nach dem Gottesdienste war natürlich die neue Orgel der ausschliessliche Gegenstand der Unterhaltung.

«Ich garantier, dass weit und breit unserer Orgel keine gleichkommt», meinte ein Bürger.

«Und en Bass hat sie, da soll's ihr einer gleichtun», der andere.

«Und en Atem hat sie, die braucht den Doktor noch lange nicht wegen kurzem Atem, ein dritter.

«Und feine Stimmen hat sie auch» lautete ein weiteres Votum, während der spezifische R... er Patriotismus in folgenden Ausdrücken seinen höchsten Schwung zu vernehmen gab:

«Die Sundgäuer Säutreiber sölle nomol cho un eus uslache und fötzele, potz Herrschaft! dene wei mer heizünde, dass sie ihrer Läbtig dra dängä, die liederlige Kärli, die Dubel; in ihrem ganzä Departimänt hei sie ghei Orgele wie eiseri; alti Lotterfalle hei sie, die gigse und rätzä wie ne Stalltür, wo scho lang nimme gschmiert worde isch.»

«Oder schreie wir nä Säuli, dem sie Bei zwische der Säustalltür und im Stallpofste iklemmt isch», ergänzte ein anderer Patriot, dessen Rede von sämtlichen Zuhörern mit dem beifälligsten Lachen auf durchaus ungeheuchelte Weise begrüsst wurde.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen war jeder zu Hause angelangt, wo auf dem Tische die freundliche Fleischsuppe dampfte und der saftige

Speck auf einer umfangreichen Unterlage dürerer Aepfelschnitze und in Würfel geschnittener Kartoffeln zum handlichen Zugreifen einluden.

In dem Gemeindegewirtshaus war infolge Beschlusses der Bürgerversammlung zu Ehren des Orgelbauers und seiner Gesellen ein solennes Festmahl hergerichtet worden, an dem natürlich auch der löbliche Gemeinderat ex officio teilzunehmen hatte. Es war dies einer jener seltenen und erwünschten Anlässe, wie sie sonst nur bei Steigerungen vorzukommen pflegen und welche in die etwas eintönige und oft sehr prosaische Lebensweise der Gemeindevorsteher eine äusserst angenehme Abwechslung bringen. Ausser der kräftigen Fleischsuppe und den dünnen Aepfelschnitzen mit dem Schmucke fünf-fingerbreiten Specks harrt ihrer bei solchen Gelegenheiten noch eine scheinbar fast unverilgbare Portion Rindfleisch, ein mächtiger Kalbsbraten samt einem Salat, dessen Hauptbestandteil das Ergebnis des Fleisses mehrerer Dutzend eierlegender Hühner ausmacht, des halben Laib Käses gar nicht zu gedenken, der vorzüglich dazu bestimmt ist, die Weinflasche in ihrer fortwährenden Pflicht zu erhalten. Unter den Gemeindevorstehern gibt es stets etwa ein ökonomisches Exemplar, das sich auf solchen Staatsschmaus durch Kasteiungen förmlich vorbereitet und dann dermassen eine Kraft der Einnahme entwickelt, dass sie auch noch für die nächstfolgenden Tage nachhaltig ist. Ein solches Exemplar befand sich auch in R.; dasselbe kasteite sich nicht nur einige Tage vor jenem aus der Gemeindekasse bestrittenen Gemeindevorsteher-Gastmahl, sondern ergriff auch noch die prophylaktische Massregel, auf dieses hin seine Lenden mit einem ledernen Gürtel zu umschnallen, damit es in keinem Falle einen Schaden nehme.

Das gemeinschaftliche Mahl zu Ehren des Orgelbauers und seiner Gesellen nahm einen recht vergnügten Fortgang, was man namentlich dem ersten Vorsteher der Gemeinde zu verdanken hatte, der ein Mann von Welt, eine joviale, lustige Natur war und Leben und Heiterkeit in die Tischgenossen brachte. Nur der Lendenumgürtete fand keine Zeit, von der Unterhaltung Notiz zu nehmen, wodurch gerade aller Aufmerksamkeit noch besonders auf seinen bodenlosen Appetit gelenkt wurde. Als sich alle schon satt gegessen hatten und die Platten und Schüsseln ein bedenkliches Bild der Zerstörung und Plünderung darboten, welche Löffel, Messer und Gabeln, diese friedlichen Waffen, angerichtet hatten, war der Lendenumgürtete noch immer tätig; von links und rechts wurden ihm noch mit spitzbübischem Lächeln die Reste zugeschoben, und der schalkhafte Gemeindevorsteher munterte ihn mit den Worten zur Fortsetzung seiner Tätigkeit auf:

«Aber Hänsjörg, greift doch zu, ihr seid gewiss zu kurz gekommen.»
Leider war aber nicht mehr viel Stoff vorhanden, dessen er sich bemächtigen konnte, und resignierend sprach Hansjörg das klassische Wort:

«Man bindet manchmal einen Sack zu, er ist noch nicht voll!»

Dass diesem Ausspruch ein erschütterndes Lachen folgte, lässt sich denken; er ist in R. und der weiten Umgegend zum unsterblichen Sprichwort geworden.

